



Luc Bondy

Am Fenster

Roman

ISBN: 978-3-552-05472-1

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-05472-1>

sowie im Buchhandel.

Er hat Energie, aber keine Hoffnung.

Am Morgen bleibt er nicht mehr lange im Bett; er schnell auf trotz verbleibender Müdigkeit, kocht sich einen etwas bitteren Kaffee – er sieht nur in Schemen und misst Wasser und Kaffeepulver mit dem Auge ab, jenseits jeglicher Proportion. Er hat wenig Kraft im Handgelenk, daher hält er den Wasserkrug nur kurz unter den Wasserhahn. Er denkt nicht daran, dass er schon drei Löffel Kaffee in den Filter gestreut hat, und aus Vergesslichkeit kommen noch fünf Löffel dazu.

Dass der Kaffee bitter schmeckt, lässt ihn gleichgültig, man spürt weniger im Alter, alles muss intensiver werden, schärfer – selbst wenn ich durchs Feuer wandelte, denkt er, würde ich nicht spüren, dass mein Pyjama brennt. So starb sein Großvater, oh, wie lange her, etwas älter als er jetzt, in seinem Bett: Er war mit einer Zigarette zwischen den Lippen eingeschlafen, seine Frau war schon tot, er lebte allein und vielleicht mit der gleichen zwecklosen Energie wie er hier.

Dieser Großvater, denkt er vor der Kaffeemaschine, hat keine wesentliche Rolle in meinem Leben gespielt, ich habe ihn ja erst kennen gelernt, als er sein Gedächtnis verloren hatte. Dass ein alter Mann über seinen

Großvater nachdenkt, ist besonders und zeigt – ja, was zeigt es?

Wenn er an diesen Ahnen denkt, sieht er andere Möbel, andere elektrische Geräte, andere Kleider und hört im Radio der Vergangenheit Ankündigungen von Ereignissen, die von den Enkeln des Alternden längst übersehen werden in ihrem Geschichtsbuch. Der Bau der Berliner Mauer, das Attentat auf einen amerikanischen Präsidenten ...

An diesen Großvater, der ihm physisch in nichts ähnlich war, dessen Tochter seine Mutter wurde und von dem er auch nicht einen Gesichtszug erbt, denkt er seit Monaten öfters, ohne zu verstehen, weshalb.

Ist er als unsichtbarer Engel in seinen Körper geflüchtet und kommen noch andere seiner kleinen Familie hinzu, sich in ihm einnistend, als würden sie ihn zu mehreren vor das Jüngste Gericht begleiten wollen?

Ein Sechzigjähriger denkt nicht nur an den Tod, der Tod denkt an ihn, hält ihn am Arm, wenn er zu sehr von seinem Ziel abweicht, und lässt ihn spüren, dass er jetzt oder eine Weile später in seine Arme sinken kann, so dass beide eine Einheit werden, wie er jetzt mit seinen erinnerten Familienmitgliedern.

Er und das Jüngste Gericht, das ist eine Art Hochstapelei: Dafür bräuchte es Glauben und ein paar fundierte Kenntnisse, man müsste die Bibel kennen und ihr vertrauen. Das Bild soll den Körper ergreifen und die Seele gewissermaßen beeinflussen.

Der Sechzigjährige, autodidakt auf vielen Gebieten, ist ein Abkürzungswanderer, was die Religion angeht. Er kehrt jeweils um, keineswegs aus Langweile: Er will der Religion nicht verfallen, sich aber nicht in ihr vergessen, er müsste sonst anhalten, panisch in verschiedene Richtungen blicken, er müsste auf seinen liebsten Blick – auf den Horizont hin – verzichten und sich vorsichtig einem Gebiet überlassen, von dem er fürchtet, dass es aus ihm kein Zurück mehr gibt.

Was er und seine paar Freunde, die ihm geblieben sind, das »Jüngste Gericht« und das »Ewige Leben« nennen, sind nichts anderes als hilflose Synonyme für die Stätte nach dem Leben, wo man sich hoffentlich irgendwann wiedertreffen wird. Nicht nur die Familie, bitte schön, auch die Freunde von damals, ein paar Frauen, denen wir noch etwas sagen wollten vor dem Abschied, Bekanntschaften, die zu früh abgereist sind.

Ein russischer Freund, Piotr Lwof, ist vor zwei Monaten dorthin gekommen. Der Alternde hatte ihm zwei Tage zuvor ein hellblaues Seidentaschentuch geschenkt: In einem Traum, der auf die Nacht seines Todes folgte, schnäuzte sich Piotr gebeugt in das Seidentuch, faltete es umständlich zusammen, studierte das Muster, das einen weißen Schwan darstellte, und ging so über die Schwelle, ins zusammengelegte Taschentuch vertieft. Wenn unser Sechzigjähriger schon dort gewesen wäre,

dann hätte er Piotr empfangen und gesagt: »Hier verstehe ich mehr als vorher«, und das wären keine Worte gewesen, sondern Gedanken, ausgetauscht ohne Mundbewegungen.

Manchmal konnte Georg, mein Großvater, von seiner Vergangenheit reden, aber gleichzeitig wusste er nicht mehr, wo er sich jetzt befand und wer seine Ansprechpersonen waren. Er sagte zu seiner Frau: »Wer bist du? Bist du meine Tante?« Zu seiner Enkelin Daphne: »Daphne, bist du meine Frau?« Und noch bevor er eine Antwort bekam, versuchte er ihr zwischen die Beine zu greifen.

Die Vergangenheit – und mir, denkt der Alternde, ergeht es genau so – war für Georg die Gegenwart. Er konnte von Adolf Hitler wie von einem alten Schulfreund sprechen, der jetzt in seinem olivgrünen Fauteuil sitzt, ein »sagen wir, Freund, der letztlich ein Feind wurde, weil er ja erst wie ich für Deutschland war, aber dann gegen uns andere Deutsche vorging«.

Wir geben dem Helden einen Namen, seinen Namen, um persönlicher von ihm zu sprechen, wir können ab und zu wieder auf sein Alter hinweisen, wir könnten sogar ein »Ich« aus ihm machen, obwohl ich auch sechzig und nicht er bin.

Ich bin stolz auf den letzten Satz und heiße Donatey. Jetzt, da ich den Namen zu Papier gebracht habe, überkommt mich ein Schamgefühl, wie oft in meinem Leben, wenn ich für eine Weile aus der Deckung getreten bin und fürchten muss, dass irgend jemand sich beim Hören meines Nachnamens eines Schmunzelns nicht erwehren kann.

Also immer noch Kaffee trinkend – vielleicht ist es die vierte Tasse – sehe ich diesen deutschen Großvater von Offenbach erzählen, wo er eine Jutefabrik besaß und mit seiner Frau ein einziges Kind zeugte, meine Mutter Mathild Donatey, deren Namen ich verwende. Er hatte einen Chauffeur, sein Geschäft ging ausgezeichnet, Mathild wurde von einer Gouvernante erzogen. Ihre Mutter, Lea, war äußerst faul. Sie lehnte meistens gegen den Heizkörper, sogar im Sommer, weil sie die Kanten so gern im Rücken spürte. So gern.

Wenn ich an die Großvaterzeit denke und sie mit meiner vergleiche, überkommt mich eine Sehnsucht nach etwas von mir nie Erlebtem, nur Gehörtem. In Erzählungen lebt es sich am besten, es sticht nicht so wie die Gegenwart, wobei ich diese Stiche gar nicht mehr spüre ... wie viele Dinge, die sich auflösen oder zu dem Begleiter hinüberwandern, von dem ich vorher sprach.

Zum Beispiel: Das Innere meines Mundes – mein ganzes Leben lang vermied ich das Zähnebürsten, weil ich blind an den Erhalt der Dinge geglaubt habe. Zähne bleiben wie die Hand am Arm oder der Kopf auf dem

Nacken. Aber nach und nach fielen die Zähne aus meinem Mund. Da hat mir meine Schwiegermutter aus Bern eine kleine Summe Geld geschenkt, um mir neue Zähne einsetzen zu lassen: Wenn ich jetzt spüre, dass ich etwas in meinem Mund nicht fühlen kann, dann verstehe ich, wie es ganz sein wird. Wenn ich jetzt spüre, dass Bestandteile in meinem Mund selber nicht fühlen können, verstehe ich, wie es insgesamt sein wird. Es ist kein leichtes Spiel, sich ab dieser Feststellung alles bis ins Letzte vorzustellen, diese allmächtige Gefühllosigkeit.

In der ersten Nazizeit blieb die kleine Familie, meine Mutter und ihre Eltern, noch in Offenbach. Ich glaube, sie haben ihre Furcht überwunden. Unter ihrer Wohnung lebte eine andere Familie; alle, Eltern wie Kinder, waren sie lang wie Giraffen, auch Agathe, die älteste Schwester, ließ sich tragen von schmalen Hüften, die mir bis zur Schulter gereicht hätten. Sie versicherten meinem Großvater nach den ersten Ausschreitungen, das Schlimmste sei nun vorbei, worauf Georg Shakespeare zitierte: »Es ist noch nicht am schlimmsten, solange man sagen kann: Dies ist das Schlimmste.«

Georg, der Vater meiner Mutter, ließ sich schnell überzeugen: Er hatte im Ersten Weltkrieg schließlich für Deutschland gekämpft, dieses Land floss in seinem Blut und hatte ihm geholfen, ein großes Vermögen zu machen mit seinen Fabriken. Später, als der Alternde auf der

Kante seines großen Fauteuils saß, hörte er seinen Großvater ganze Gedichte von Goethe und Heinrich Heine brabbeln, unverständlich zum Teil, sein Gebiss glitt immer wieder aus seinem Mund; er fühlte sich besser mit einem leeren Mund, und ich, ich gäbe viel, wenn ich meine gefühllosen Zähne (ich wollte beinahe sagen, seelelosen Zähne) wieder herausreißen könnte. Ich würde in Kauf nehmen, dass man mich nicht mehr verstünde.

Ich zähle nur noch in Jahrzehnten. Jetzt bin ich sechzig, wenn auch in Wahrheit siebenundsechzig, und mit neunundsechzig werde ich mich immer noch als Sechzigjährigen betrachten, warum nicht?

Von morgens bis abends versuche ich meine gelebte Zeit zu verstehen: Ich habe weniger Erinnerungen als das Gefühl, dass da etwas passiert ist, wonach ich immer wieder haschen möchte wie nach Schmetterlingen. Das meiste habe ich aus den Augen und dem Gedächtnis verloren, entwichen sind mir die Dinge nicht jetzt, sondern als sie von mir erlebt wurden. Verstehen, das ist etwas anderes. Wer war ich? War ich? Sind wir?

Wo ich bin, wo ich war, die Städte, die Länder, die Kontinente – all das vergesse ich jeden Tag ein wenig mehr, so als würde ich in einer Nacht stehen, in der keine Sterne leuchten. Wer schreibt das hier alles auf? Es sind meine zitternden Lippen, weil alles mir meine Zunge vorschreibt, was hier zu lesen ist.



Die Menschen, ihre Eigenschaften, ihre Physiognomien, ihre Anomalitäten, ihre Außergewöhnlichkeiten wie auch das Gewöhnliche an ihnen, ihre Gesten und Blicke, ihr Nachahmungstrieb, ihre Legasthenie, ihre Art zu schlafen, zu wachen, in Gereiztheit zu verfallen oder in Menschenüberfreundlichkeit wie ich – das alles nahm ich auf, sogar gegen meinen Willen. Ich weiß nicht – mein Kopf dröhnt vor lauter Menschengerauschen – und das nimmt nicht ab, während ich auf die Siebzig zuschreite; nein, schreiten kann ich nicht mehr, ich stütze mich auf zwei Eisenkrücken, geschenkt von der Schult Hess-Klinik in Zürich. Die putze ich zweimal am Tag, damit die Menschen mich nicht zu sehr erkennen, damit sie von der Sonnenreflexion geblendet werden.

Ich bin vor vier Wochen von meiner Freundin Seraphine aus der Klinik abgeholt worden. Sie kommt auch aus Offenbach, wie meine Mutter, und obwohl Ahnenforschung ihr Faible ist, fanden wir keine Zweige unserer Familien, die einander berührten.

Wenn Seraphine einmal kahl sein wird – sie hat eine Hautkrankheit, bei der ihr die Haare ausfallen –, werde ich ihr sagen: »Jetzt schaust du aus wie der Clown Grock.« Und sie wird mir antworten: »Nit möglich!« Das war ja sein Spruch, heute nennt man es Logo.

Ihre Gesichtsfarbe ist bleich und ihre runde Nase so weiß. Sie sitzt auf dem Hintersitz eines Taxis, da wird ihr

übel, und sie wird bleicher, immer bleicher. Nur die nach oben gezogenen Lippen – sie erscheint mir, als hätten andere Lippen sie geküsst und auf ihrem Mund diesen rosa Abdruck hinterlassen. Wirklich froh ist sie nie, ich auch nicht, wer schon? Da verteilen sich unsere Launen wie ein friedlicher Dunst über dem Vierwaldstättersee, wo ich öfters zur Kur war.

Wenn Seraphine im Schlaf spricht, nimmt sie alle liebevollen Sätze, mit denen sie mir am Tag schmeichelt, zurück. Oft höre ich sie zum Beispiel da sagen: »Ich sage dir ›ja‹, wenn ich auch ›nein‹ denke«, oder: »Der Altersunterschied zwischen uns ...« Ich frage: »Was?« Sie wiederholt gereizt: »Der Altersunterschied zwischen uns ...« Doch am Morgen, wenn ich sie danach frage, staunt sie und sagt den Rest: »... ist kein Problem ...«

Der Tonfall ihres Satzes ist jedoch nicht der gleiche, er ruht zu sehr auf ihrem Staunen darüber, dass sie nachts diesen Satz begonnen hat. Daher kann ich nicht wissen, ob er die wirkliche Fortsetzung ist oder nur eine Tageskorrektur.

Seit ich sechzig geworden bin und nicht dankbar genug auf mein Leben zurückblicke, weiß ich, dass nur die Träume wahr sind, alles sonst ist nur eine Konstruktion oder ein Lügengebäude. Wir zwingen uns zu Phantasien, sie sind gebastelte Angelegenheiten, während die Träume ohne uns uns erzählen.

Als ich zur Schule ging in Meudon, da verliebte ich mich in eine andere Seraphine. Wir spazierten zusammen, ihr kleiner Finger in meinen kleinen Finger verhakt. Die Mitschüler riefen: »Die Verliebten, oh schaut, die Verliebten!« Eines Tages löste diese Seraphine – sie stammte aus Edinburgh – ihr Fingerchen von meinem, rannte zu einem anderen, und ich habe nie erfahren, warum. Ich habe mein noch gebogenes Fingerchen gerade gestreift, und jetzt ist es wegen meiner Arthritis wieder gekrümmt.

Seitdem hatte ich mir geschworen, eine Frau kennen zu lernen, meinetwegen kurz vor meinem Tod, die denselben Namen tragen sollte und die ich an mich fesseln würde. Jetzt wehrt sich Seraphine im Schlaf, während ich schon neun Tassen Kaffee getrunken habe und über vieles nachsinne, was passiert ist und passieren kann, alles Unvorhergesehene, jede Minute eine Geburt der Ereignisse, welch ein Mangel an Stillstand!

Wir wohnen in der Seminarstraße, in einer nackten Wohnung. Kaum ein Gegenstand ist hier neu oder von mir angeschafft. Es sind ärmliche Erbstücke, Stühle mit zerfransten Stoffpolstern, und niemals verschwendeten wir einen Gedanken daran, sie zu stopfen und zu nähen. Sie stehen da, wo sie immer standen, verloren inmitten der Zimmer. Sie werden kaum benutzt, wir bewegen uns automatisch an ihnen vorbei, ohne sie beiseite zu rücken.

Da ist der grüne Fauteuil des Großvaters, der so aussieht, als sei Georg gerade aus ihm aufgestanden, die Falten seiner Kissen atmen noch seinen Körper. Der Fernseher, den wir ab und zu reparieren lassen, ohne auf die Idee zu kommen, ihn auszuwechseln: Wir hängen an seinen Schwarzweißbildern, wir wollen keine Farben sehen, die uns ein Leben vorgaukeln, an dem wir niemals teilnehmen können.

Das Doppelbett im Schlafzimmer ist niedrig und eigentlich nur zum Schein doppelt: Es sind zwei nebeneinandergelegte Matratzen.

Wie tote Körper liegen sie beisammen, Lea und Georg, zugedeckt von bleichen Leintüchern. Und über den beiden Betten liegt, wie zur Beruhigung, eine violette Daunendecke. War die Farbe der Decke einmal eine andere? Hat sie die Zeit so gefärbt? Ich weiß es nicht, aber diese matte Farbe passt gut zum müden Licht an der Decke.

Ein paar Zimmer gehen auf eine ansteigende Wiese. Oben erstreckt sich ein Kinderspielplatz, beschützt von einem großen Lindenbaum. Früher hing eine lange Schaukel an dem untersten Ast, man kann die Kettenwunden noch sehen, heute sind die Spielgegenstände unerkennbare Dinge, aus Plastik, beweglich, wippend, bunte Flecken in der lieblichen und öden Gegend. Wir rauchen am Fensterrand oder auf dem Balkon, blicken hinüber und lästern gerne gegen die Wandlungen der Zeit. Meine Freundin ist viel jünger als ich, gebrechlich

trotzdem wie ich. Wir rauchen schon vor dem Frühstück je zwei Zigaretten.

Meine Frau Adele liegt am Friedhof desselben Viertels beim Bucheggplatz, sie ist am Rauchen erstickt. Wenn ich vor ihrem Grab stehe, höre ich sie unter der Erde husten.

Das fehlt mir; vielleicht habe ich meine junge Verlobte zum Rauchen gebracht, damit sie auch so hustet und ich dadurch an Adeles Gegenwart erinnert werde.

Ich frage mich ernsthaft, worin der Unterschied zwischen meinen drei Freundinnen und zwei Frauen liegt, und stelle fest: an gewissen Tagen in gar nichts. Ich sehe sie auf eine Weise, die mir gerade entspricht, kenne ihre eigene Existenz kaum, und wer wird mir am Schluss sagen, so ist es oder so darf es nicht sein? Davon steht nirgendwo etwas geschrieben.